

## MACHT UND OHNMACHT

Ansprache anlässlich der Eröffnung der Ausstellung „Was konnten sie tun?“ der Stiftung 20. Juli 1944  
in der Konrad-Adenauer-Stiftung  
Berlin, 4. Juni 2012

P. Klaus Mertes SJ

### 1. Anknüpfungspunkte

Ich erinnere mich an eine Veranstaltung vor gut 10 Jahren in diesem Raum der Konrad Adenauer Stiftung. Es war der Gedenktag der Opfer des Nationalsozialismus, 27. Januar. Der Raum war mit Jugendlichen aus der ganzen Bundesrepublik angefüllt. Wir hatten eine Podiumsdiskussion geplant; anwesend auf dem Podium war einiges an politischer und intellektueller Prominenz. Im Vorfeld der Veranstaltung beunruhigten uns methodische Unsicherheiten. Was ist die richtige Methode, um Jugendliche der dritten oder inzwischen schon vierten Generation gewinnen zu können für eine vertiefte Beschäftigung mit dem Thema Nationalsozialismus? Zwei Stunden waren für die Veranstaltung geplant. Vortrag mit anschließender Podiumsdiskussion. Veranstaltungen dieses Formates waren vorher auch schon einmal schief gegangen. Wie würden die Jugendlichen das aushalten, zwei Stunden zu einem so schwierigen, belastenden Thema, ohne innerlich abzuschalten, auszusteigen, disziplinarisch auffällig zu werden?

Die Grauen der nationalsozialistischen Diktatur machen stumm. Das habe ich oft bei Jugendlichen erlebt. Es gibt ein angemessenes Verstummen. Man muss nicht immer sofort zu allem etwas sagen können. Das Verstummen hat etwas mit Überwältigung zu tun. In diesem Überwältigtsein liegt aber auch ein Ohnmacherlebnis. Die Ohnmacht ist unter pädagogischer Rücksicht ein Problem, wenn es bloß bei der Ohnmacht bleibt. Sprachlosigkeit aus Ohnmacht kann überfordern und führt dann zu Abwehrreflexen, zum inneren Abschalten. Das kann wiederum zum Habitus werden und ist es auch in vielen Fällen geworden, wo man mit guter Absicht versuchte, das Thema an die junge Generation heranzubringen und das Gegenteil davon erreichte. Der Gegenstand, um den die Sprachlosigkeit kreist, wird gerade wegen seiner Singularität, wegen seiner horrenden Ausmaße quasi sakrosankt – damit aber auch der Profanität entzogen, dem Alltag, der Alltagserfahrung. Am Ende stehen Pädagogen und Jugendliche gemeinsam vor einer Überforderung, weil sie den Zusammenhang zur ihrer eigenen Lebenswelt, die so anders ist oder scheint als vor 70-80 Jahren, nicht mehr herstellen können.

Aus dem pädagogischen Alltagsgeschäft ist bekannt, dass eine Unterrichtseinheit mit einer Motivationsphase beginnen sollte. Diese sollte nach Möglichkeit an einer Alltagserfahrung von Jugendlichen anknüpfen. Wir wählten also eine solche aus, eine schulische Alltagserfahrung, und zwar eine Mobbing-Situation. Dazu brachte ich ein Bild aus dem schulischen Alltag mit, einen anonymen Drohbrief einer Gruppe von Kindern – fünfte Klasse –, die sich selbst als Panzer darstellten, um gemeinsam ein Opfer aus derselben Gruppe, das namentlich gekennzeichnet war, zu umkreisen, um es zu erschießen. Im Bild flogen schon die abgeschossenen Beine und Arme des Opfers herum. Ein grausames Bild, so archaisch, wie sich eben Aggressionen bei Kindern und Jugendlichen ausdrücken können, wenn sie einen oder eine ihrer Gruppe einfach nicht mehr sehen können oder wollen, ohne aggressiv zu werden. Wir verteilten das Bild unter die 200 Jugendlichen und ließen sie es betrachten, um

dann die Fragen zu sammeln, die sich für sie daraus ergeben würden. Es entspann nach einer anfänglich ziemlich quälenden Schweigephase ein Gespräch unter und mit den Jugendlichen, das Fragen hervorbrachte wie: „Ist das Opfer schuld daran, dass es Opfer ist?“ „Wenn das Opfer unschuldig ist, warum wird es dann zum Opfer?“ „Kann man es schaffen, sich für unschuldig zu halten, wenn alle anderen drum herum einen für ein Monster halten?“ „Wie hält das Opfer die Ausgrenzungserfahrung aus? Wie viel ist es bereit einzusetzen, um wieder dazugehören zu dürfen?“ „Kann sich das Opfer jemals von seinem Zugehörigkeitswunsch lösen?“ Aber es gab auch Fragen wie: „Gibt es nur diese fünf Panzer und das eine Opfer? Wo sind die anderen? Sind die anderen Zuschauer? Hängen die Zuschauer in dem Vorgang mit drin, weil sie bloß zuschauen und nicht einschreiten? Sind die Zuschauer also bloß Zuschauer oder auch Mittäter, weil sie bloß zuschauen? Was ist für das Opfer schmerzlicher – die fünf Panzer, die es zerfetzen, oder die Zuschauer, die zuschauen ohne einzuschreiten?“ Und schließlich gab es Fragen zu den fünf Panzern: „Was macht die so aggressiv? Merken sie nicht, was sie tun? Halten sie etwas für einen Scherz, was eigentlich gar kein Scherz ist? Warum sind sie anonym? Warum treten sie als Gruppe gegen einen auf? Als Meute, die sich auf ein Opfer stürzt, fühlen sie sich stark – aber sind sie wirklich stark? Was würden sie sagen, wenn man Einzelgespräche mit ihnen führen würde?“ Die Fragen entpuppten sich als eine Steilvorlage nach der anderen für das anschließende Podiumsgespräch.

## 2. Heldenverehrung

Ähnliche Vermittlungsprobleme gelten für die Erinnerung an die Widerständler. Ich begegnete ihr zunächst im Modus der Heldenverehrung. Aber gerade der Aspekt der Heldenverehrung macht stumm. Als Helden und als Heldinnen sind die Widerständler der Alltagserfahrung enthoben – zum einem deswegen, weil die Situation, in der sie Widerstand leisteten, fern vom Alltag heutiger Jugendlicher ist (siehe oben), aber auch deswegen, weil der Widerstand in den meisten Fällen ins Martyrium führte, in die Lebenshingabe. Und auch dies, die Lebenshingabe, ist etwas Außerordentliches, zu dem man nicht im Sinne allgemeiner, verallgemeinerbarer moralischer Instruktionen motivieren kann. Es geht bei der Lebenshingabe immer schon um das Letzte, nicht um Vorletztes. Die Lebenshingabe im Widerstand ist das Außerordentliche schlechthin, und deswegen begegneten mir in meiner Schulzeit die Widerständler zunächst einmal als moralische Athleten, denen ich niemals auf Augenhöhe würde begegnen können. Ich weiß heute, dass das ein Missverständnis ist. Die Widerständler hätten sich selbst nicht so gesehen. Aber dieser Effekt ist für die nachkommende Generation mit dem Blick auf die Widerständler zunächst einmal wohl unvermeidlich.

Damit stellt sich für den Pädagogen mutatis mutandis dieselbe Aufgabe für die Darstellung des Widerstandes wie in der eingangs beschriebene Situation für die Darstellung der Grauen der Nazi-Diktatur. Wo ist der Anknüpfungspunkt? Die Lebenshingabe, das Martyrium ist ja „nur“ der sichtbare Höhepunkt des Widerstandes, die Ratifikation einer Entscheidung, die viel früher gefallen ist, oder in vielen Fällen das nachträgliche Ja-Sagen zu der Konsequenz einer Entscheidung, die man als solche noch gar nicht im Blick hatte, als man sich zum Widerstand entschied. Die 18-jährige Liane Berkowitz, auf deren Plakat in dieser Ausstellung ich Sie besonders aufmerksam machen will, schreibt: „Wenn man bedenkt, wie jung wir sind, so kann man nicht an den Tod glauben. Mir scheint alles nur wie ein schlechter Traum, aus dem ich jeden Moment erwachen muss. Leider ist es die raue Wirklichkeit. Ich habe früher nie geglaubt, dass das Leben so schwer ist.“ Hier kommt etwas zum Ausdruck vom nachträglichen Erschrecken über die Konsequenzen einer Entscheidung, die man zum Zeitpunkt der Entscheidung noch gar nicht im Blick hatte.

Aber wie kam es zu dieser früheren Entscheidung? Wie waren die Widerständler, als sie noch keine Martyrer waren, und sich dennoch schon für Widerstand entschieden? Wo können Jugendliche da anknüpfen? Wie können aus den Helden wieder Menschen werden, damit das Wunder des Widerstandes, aber auch das Machbare und Lebbare des Widerstandes wieder in den Blick kommt? Wie kann Widerstand als Prozess sichtbar werden, wo Anfang und Ende nicht einfach identisch sind?

Mir haben einige Einsichten geholfen, die Widerständler wieder auf den Boden zu holen, da wo sie hingehören. Zunächst in ihren „kleinen“ Taten sind sie Zeugen und Zeuginnen der Menschlichkeit, die sie auf menschliche Weise ausdrücken: Pläne verraten, Verbündete und Gleichgesinnte suchen, Feindsender hören, sich informieren, Postkarten auslegen, Zettel kleben, Propagandaausstellung zerstören, Flugblätter verteilen, Verfolgte verstecken – das sind die kleinen Großtaten, von denen ja diese Ausstellung auch berichtet. Besonders ergreifend finde ich dabei immer wieder das unglaubliche Missverhältnis von kleiner, unbedeutender Einzelperson einerseits und dem Moloch nationalsozialistischer Staat und europäischer Krieg andererseits, gegen den sich Widerständler stellen wie David gegen Goliath. Etwa wenn der Student Robert Limpert mit seiner Aktion im Frühjahr 1945 versucht, den Krieg zu beenden; oder wenn Judith Auer ihre Kurierfahrten mit der großen Vision begründet: „Ich war der Meinung, dass ich an der Beseitigung des derzeitigen Regimes in Deutschland mitarbeiten muss.“; oder wenn der Schreiner Georg Elser auf eigene Faust schon im November 1939 versucht, die NS-Führung durch ein Attentat auszuschalten und dazu eine Bombe im Münchner Bürgerbräukeller zündet. Der Fall Elser ist ohnehin in vieler Hinsicht exemplarisch für die David-Goliath-Situation der Widerständler. Das zeigt sich auch in der Rezeptionsgeschichte. Nicht nur die Nazis konnten sich nicht vorstellen, dass Elser auf eigene Faust handelte. Sie suchten deswegen die Netzwerke und Drahtzieher hinter ihm, die es nicht gab. Auch nach 1945 konnte man sich dasselbe nicht vorstellen, dass tatsächlich ein einfacher Schreiner so viel politische Urteilskraft haben könnte, dass er aus eigener Einsicht schon vor 1939 vorhersah, dass Hitler und die Nazis auf Krieg zusteuerten, den es zu verhindern galt. Noch im Jahre 1999 war der Vorwurf gegen Elser in seriösen Kreisen zu hören, wie Tuchel und Steinbach berichten: *Elser habe mit seiner Tat seine „politische Beurteilungskompetenz“ überschritten. „Konnte aber ein Durchschnittsbürger nach dem Münchner Abkommen im Herbst 1938 ... begründet mutmaßen, dass ein Krieg, für den Hitler verantwortlich sein wird, „unvermeidlich“ sein wird?“* (Steinbach/Tuchel, Georg Elser, S. 163) Damit wird dem Durchschnittsbürger das politische Urteilsvermögen abgesprochen. Solche Entdeckungen ermöglichen aber genau den Umkehrschluss, den Durchschnittsbürger neu als potentiellen Widerständler zu entdecken. Man muss kein Großer sein, um etwas zu tun, was in großen Zusammenhängen steht. „Think globally, act locally“ ist eigentlich auch eine gute Formel für Widerstandshandeln.

Helden sind in der Rückschau Identifikationsfiguren für eine Mehrheit. Aber zu ihrer Zeit waren sie keine Identifikationsfiguren für viele, sondern oft genug schwierige, als schwierig erlebte Leute. Beispiel: Der Jesuit Alfred Delp. Bekannt ist ja, dass er einige Monate vor seiner Hinrichtung mit gefesselten Händen in Tegel seine Ordensgelübde unterschrieb, mit denen er endgültig in den Orden aufgenommen wurde. Manche Predigt, die ich als junger Jesuit in den 70er und 80er Jahre hörte, handelte denn auch von dem Zusammenhang zwischen Gelübden, Lebenshingabe und Martyrium. Was ich erst später begriff, das war, dass Delp deswegen erst im Winter 1944 die letzten Gelübde ablegte, weil man in der Ordensleitung vorher gezögert hatte, ihn zu diesen Gelübden zuzulassen. Er galt intern als schwierig – etwas zu forsch, zu hitzig, zu unangepasst. Man war sich über seine Eignung nicht im Klaren, weil er aus dem Rahmen fiel. Aus dem Rahmen zu fallen ist aber eine Erfahrung, bei der man anknüpfen kann, auch als Jugendlicher heute. Natürlich ist nicht jeder

Mensch, der mit seinem Verhalten aus dem Rahmen fällt, ein potentieller Widerständler. Vermutlich sind es aber umgekehrt nicht diejenigen, die auch sonst nicht auffallen, die den Weg des Widerstands gehen, wenn er dran ist. Deswegen lohnt es sich, gerade bei den Unbequemten zweimal hinzuschauen, bevor man urteilt.

Im Evangelium steht der Satz: „Ihr tötet die Propheten, anschließend stellt ihr ihnen Denkmäler auf.“ Auch dies ist ein hermeneutischer Schlüssel für eine Pädagogik, die den Widerständler nicht auf den unerreichbaren Helden reduziert. Im Falle gerade des militärischen Widerstandes waren sich die Widerständler eher darüber im Klaren, dass man ihnen keine Denkmäler aufbauen würde. Persönlicher Nachruhm war nicht im Blick. Davon zeugt der Satz Stauffenbergs, den wir in dieser Ausstellung auch mit aufgenommen haben: „Es ist an der Zeit, dass jetzt etwas getan wird. Derjenige allerdings, der etwas zu tun wagt, muss sich bewusst sein, dass er wohl als Verräter in die deutsche Geschichte eingehen wird. Unterlässt er jedoch die Tat, dann wäre er ein Verräter vor seinem eigenen Gewissen.“ Wir wissen heute, dass Stauffenberg mit dieser Prognose nicht Unrecht hatte. Der Verratsvorwurf haftete vielen Widerständlern noch nach 1945 an. Bei den eigenen Leuten lag der Schatten des Verratsvorwurf auf ihnen und ihren Familien, sogar bei den Alliierten galten jene Offiziere als die Zuverlässigeren, die nicht durch Widerstand aufgefallen waren.

Heute werden den Widerständlern Denkmäler aufgestellt. Zu Recht. Aber zur gleichen Zeit ist das Muster, den Abweichler als Verräter zu brandmarken, ein bleibend mächtiger Impuls für den Umgang mit Leuten, die sich auf ihre Gewissens berufen und deswegen in Wort und Tat abweichen. Nein-Sagen gegen Gruppendruck und Konformitätsforderungen aus den eigenen Reihen ist ja deswegen so schwer, weil das mit Schuldzuweisung und Einsamkeit bezahlt wird. Das ist ein für Jugendliche nachvollziehbarer Mechanismus. Sie erleben ihn selbst täglich. Er kommt in allen möglichen Gruppen und Klassen und auch in Familien vor. Die Berufung auf das eigene Gewissen kann auch eine Immunisierungsstrategie sein, um den Diskurs abzubrechen und bloß das zu tun und durchzusetzen, was man tun und durchsetzen will. Aber daraus kann man nicht schließen, dass die Berufung auf das Gewissen bloß ein Totschlagargument ist, um sich dem Gespräch zu entziehen. Vielmehr entziehen sich diejenigen der Auseinandersetzung, die auf Nonkonformität reflexhaft mit dem Verräter-Vorwurf reagieren und ausgrenzen.

Soviel zum Thema Heldenverehrung. Man kann es vielleicht auch so formulieren: Die Widerständler sind Helden. Aber wir dürfen das nur aussprechen, wenn wir unsere Klischee-Vorstellung vom Held-Sein überwinden und die Widerständler Menschen sein lassen, die in gewisser Weise nur das Selbstverständliche getan haben, das auch wir täglich tun können, wenn wir die Augen aufmachen und uns selbst ernst nehmen.

### 3. Macht und Ohnmacht

Aus Willi Brandts Abschiedsrede als Parteivorsitzender Ende der 80er Jahre stammt der Satz: „Es mag ja sein das Macht korrumpiert. Ohnmacht tut es noch mehr.“ Ich stelle mir diesen Satz als den Satz eines Widerständlers vor. Zum Beispiel von Eva Maria Buch, die im Rückblick ihren Schritt so charakterisiert: „Es war so ein unseliger Zwiespalt in mir. Das Erleben der letzten Monate brachte die letzte Lösung.“ Der Schritt in die Tat ist auch eine Befreiung aus Ohnmacht, aus einem Zwiespalt.

„Es mag ja sein, das Macht korrumpiert. Ohnmacht tut es noch mehr.“ Zum einen weist der Satz die Unterstellung eines Automatismus zurück, dem angeblich jeder Mensch unterworfen sei, der Machtpositionen anstrebt oder innehat: dass Macht immer korrumpiere. Es mag ja

sein, dass Macht ein besonderes Versuchungspotential in sich birgt, um einen Menschen zu korrumpieren. Aber das kann nicht im Ernst ein Grund sein, prinzipiell machtabstinent zu werden und nichts zu machen. Wer nichts macht, lässt anderen die Macht. Es ist kein Ausdruck von hohem moralischem Ernst, wenn man sich entscheidet, auf Macht zu verzichten, um Versuchungen des Machtmissbrauchs erst gar nicht ausgesetzt zu sein. Auf dem Zaun oder in talk-.shows sitzen und über die Mächtigen zu schimpfen hat nichts mit Bürgerbewusstsein zu tun. Wer bloß schimpft, lässt sich in der Regel schnell ins Schweigen drücken, wenn das Reden gefährlich wird.

Bedrängender ist allerdings die Einsicht, dass Ohnmacht auch korrumpieren kann, sogar noch mehr als Macht. Da ist zum einen das schon beschriebene Verhältnis von David und Goliath, das den in der Davidsposition einschüchtern. Widerstand erscheint vergeblich, das Gefühl für die Vergeblichkeit jeglicher Aktivität macht ohnmächtig. Das gilt auch für innere Prozesse. Ohnmachtssituation macht einsam, wenn alle um mich herum in Ordnung finden, was ich allein nicht in Ordnung finde. Die faschistischen Aufmärsche mit all ihrer Prachtenfaltung schüchtern das eigene Urteilsvermögen ein. Das ist das umgekehrte Geisterfahrerproblem: Ich kann zwar aus der Tatsache, dass alle Autos mir entgegenkommen, nicht schließen, dass alle anderen Autos Geisterfahrer sind, nur ich nicht. Aber es könnte sein, dass es sich doch so verhält. Im Falle des Widerständlers und der stillen Stimme des Gewissens, die sich in ihm regt, kommt diese bedrängende Frage also wirklich auf: Spinne ich oder spinnen die anderen? Es kann sein, dass der Plausibilitätsdruck von außen so stark ist, das ich die Stimme des Vernunft, die Stimme des Gewissens in mir zum Schweigen bringe und in die Parallellwelt der Aufmärsche, der rassistischen Mythen und der kollektiven Begeisterung eintauche. Es ist nicht zu unterschätzen, wie sehr Machtentfaltung und Machtgestus das eigene Denken und auch das eigene sittliche Bewusstsein deformieren können.

Man kann das Problem mit der Ohnmacht auch andersherum sehen: Die Nazis nutzten ein vorhandenes kollektives Ohnmachtsgefühl in weiten Teilen der deutschen Bevölkerung, um zu enthemmen. Nationale Opfermythen sind Erzählungen, die aus einer tatsächlich erfahrenen und/oder im Mythos dramatisierten Ohnmachtserfahrung heraus Gewalt gegen den Feind legitimieren. Der ohnmächtige Mensch, die ohnmächtige Nation definiert sich als Opfer, versteht sich als die bedrängte, angegriffene, entrechtete Nation. Weil der Feind mich entrecht hat, darf ich ihn entrecht. Weil der Feind mit Gewalt angetan hat, darf ich dem Feind Gewalt antun. Das ist das Paradoxe an der Ohnmachtssituation, dass sie zu zwei scheinbar gegensätzlichen Haltungen verlocken und korrumpieren kann: zu Resignation, zynischer Anpassung an die jeweils Stärkeren einerseits oder zu Eintauchen in Opfermythen und Selbstermächtigung zu Gewalt gegen die Feinde andererseits – je mehr ich Opfer bin, umso mehr darf ich zuschlagen.

Ein Kennzeichen der Widerstandstaten scheint mir das zu sein, was im Zitat von Eva Maria Buch schon aufblitzte: Der Schritt in den Widerstand löst etwas auf, befreit – und zwar gerade auch die Widerständler selbst. Er löst die Macht der Ohnmacht auf. Der Schritt in die Entscheidung befreit einerseits zur Tat, aber andererseits damit auch zur eigenen Würde, die darin besteht, nicht bloß Opfer zu sein und sich nicht bloß als Opfer zu verstehen – so dass der Feind immer nur die anderen sind. Die Widerstands-Tat ist nicht der monströse, alles vernichtende Gegenschlag gegen den Feind, sondern Zettel kleben, Flugblätter verteilen, Flüchtlinge verstecken, über die Zukunft nach der Nazi-Zeit denken, der mit Gewissensqualen verbundene Tyrannenmord, und so weiter. Das unangemessen Kleine, das „Davidhafte“ gegenüber dem Goliath hindert nicht daran, es zu tun, weil die Kategorie des Erfolgs, vor deren Logik die Widerständler eigentlich sofort wieder in die Passivität zurückkehren müssten, an Bedeutung verliert. Ich sage nicht, dass die Kategorie des Erfolges komplett

wertlos wäre für die Beurteilung einer Widerstandshandlung, sondern nur, dass sie für die Motivation zum Handeln an die zweite Stelle tritt: Henning von Tresckow drückt das für den geplanten Tyrannenmord so aus. „Das Attentat auf Hitler muss erfolgen, um jeden Preis. Sollte es nicht gelingen, so muss trotzdem der Staatsstreich versucht werden. Denn es kommt nicht mehr auf den praktischen Zweck an, sondern darauf, dass die deutsche Widerstandsbewegung vor der Welt und vor der Geschichte unter Einsatz des Lebens den entscheidenden Wurf gewagt hat. Alles andere ist daneben gleichgültig.“ Es kommt also darauf an, etwas sichtbar zu machen. Das Sichtbar-Gemachte entfaltet seine Wirkung von selbst – egal ob Zettel kleben oder Hitler-Attentat planen. Man kann es auch so ausdrücken: Die Widerstandshandlung macht etwas sichtbar. Der Widerständler kann die Wirkung seines Handelns nicht mehr planen. Die Studierenden der „Weißen Rose“ konnten nicht ahnen, welche geschichtliche Wirkung ihre Flugblätter erreichten – dass sie schließlich sogar von den Alliierten in Massen über Deutschland abgeworfen wurden. Sie mussten die Verfügung über den Erfolg ihrer Widerstandstat loslassen. Sterben ist die radikalste Form des Loslassens. Deswegen gehört – gestatten Sie mir, es so auszudrücken – zum Widerstandshandlung immer auch dies: Loslassen und glauben.